Ohne Common Sense keine urteilsfähigen Humanwissenschaften

Walter-Busch, Emil: Common Sense und der Lauf der Dinge in Humanwissenschaften. Paderborn: BrillFink, 2023.

Timo Meynhardt[1]

Die Eigenlogik humanwissenschaftlicher Erkenntnis

Was leisten die Humanwissenschaften, wenn ihre Gegenstände mehrdeutig, wertbeladen und geschichtlich wandelbar bleiben? Emil Walter-Busch widmet sich dieser komplexen wie umstrittenen Frage auf mehr als 700 Seiten und mit einem Literaturapparat, der weitere 100 Seiten umfasst. Im Zentrum steht damit neben einer Geschichte der Humanwissenschaften die Frage nach ihrer Urteilskraft. Wie konnten die Humanwissenschaften werden, was sie heute sind? Welche Erklärungen gibt es dafür? Gibt es übergreifende Gemeinsamkeiten? Der Autor formuliert im Vorwort selbstbewusst, dass er mit diesem Buch den Sinn für die Einheit der Humanwissenschaften in der Vielheit ihrer Stimmen schärfen möchte (XII). Die eigentliche Leistung des Buches liegt darin, die Humanwissenschaften jenseits eines naturwissenschaftlichen Fortschrittsideals auf ihre eigene Form von Erkenntnisfortschritt hin sichtbar zu machen.

Sein Wort hat Gewicht. Walter-Busch, pensionierter Soziologie-Professor an der Universität St. Gallen, beschäftigt sich seit einem halben Jahrhundert mit Fragen des Erkenntnisfortschritts in den Humanwissenschaften. Und er weiß, wovon er spricht: Als Schüler von Ralf Dahrendorf und Promovend von Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas ist er früh mit Meisterdenkern vertraut und scheut sich nicht – ganz im Sinne seines Lehrers – dem „Prinzip der informierten Willkür“ (XII) zu folgen.

Common Sense zwischen Lebenswelt und Wissenschaft

Zwei Kunstwerke — ein Kindergedicht und einen Film — nutzt er zum Einstieg in den ersten Teil, um die Herausforderungen von Mehrdeutigkeit und Interpretationsbedürftigkeit menschlicher Aussagen und Handlungen zu formulieren und in scharfen Kontrast zu den Möglichkeiten des Erkenntnisfortschritts in den Naturwissenschaften zu setzen. In bester wertphilosophischer Tradition und hier Robert Musil folgend, unterscheidet er zwischen ratioïden (wertfreien) und nicht-ratioïden (wertbeladenen) Wissensformen. Erstere zielen auf eindeutige Aussagen, wie sie von den Naturwissenschaften produziert werden und deren

1 Timo Meynhardt ist Inhaber des Dr. Arend Oetker Lehrstuhls für Wirtschaftspsychologie und Führung an der HHL Leipzig Graduate School of Management und Managing Director am Center for Leadership and Innovation an der Universität St. Gallen.

Erkenntnisfortschritt definieren. Letztere umfassen Aussagen, die aufgrund ihrer wesenhaften Interpretationsbedürftigkeit niemals zur Eindeutigkeit konvergieren können und würden sie es tun, sogar ihren Gegenstand verfehlen. Genau in diesem Bereich des Mehrdeutigen, Wertbeladenen und nur annähernd Eindeutigen gewinnt Common Sense seine systematische Bedeutung: nicht als Abkürzung, vielmehr als Bedingung von Urteilskraft. Diese Differenz ist für die Humanwissenschaften entscheidend. Sie erklärt, warum naturwissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt mit seinen spektakulären Beweis-, Prognose- und Technikerfolgen nicht einfach als Modell für Sozial- und Geisteswissenschaften dienen kann. In den Humanwissenschaften ist Unschärfe nicht nur Defizit. Sie ist oft Ausdruck der Sache selbst. Daraus folgt kein Freibrief für Beliebigkeit. Im Gegenteil: Gerade weil humanwissenschaftliche Erkenntnis nicht auf Eindeutigkeit hinausläuft, braucht sie verfeinerte Formen der Urteilskraft.

Im zweiten Teil zeichnet Walter-Busch zunächst die Vorgeschichte der Humanwissenschaften und deren Grundlagen seit der Antike nach. Schritt für Schritt wird deutlich, wie antike und christliche durch säkulare Denkmuster abgelöst werden. Walter-Busch führt dazu in wirkmächtige Schlüsselautoren ein. Dazu zählen unter anderem Boethius und Dante, ebenso Petrarca und Machiavelli, aber auch Diderot, Kant und Ramon Llull. Besonders tragfähig erweist sich hier bereits die Leitunterscheidung zwischen ratioïdem und nichtratioïdem Wissen, etwa in seinen Betrachtungen zu Newton und Darwin.

Deutlich wird dabei, dass Walter-Busch die Humanwissenschaften nicht allein aus ihren Ideen heraus versteht, sondern auch als Reaktion auf „Modernisierungsschübe“ (233 ff.): Globalisierung, Beschleunigungserfahrungen, soziale Differenzierung und Kommunikationsverdichtung verschärfen die Spannung zwischen lebensweltlicher Urteilskraft und wissenschaftlicher Spezialisierung. Gerade daraus gewinnt die Frage nach dem Common Sense ihre historische Dringlichkeit.

Nach der Grundlagenarbeit beschäftigt sich Walter-Busch im dritten Teil – dem Kern des Buches – in acht Kapiteln mit den Entwicklungen in je vier Kerndisziplinen der Sozialwissenschaften (Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Soziologie, Psychologie) und der Geisteswissenschaften (Jurisprudenz, Geschichtswissenschaft, Philologie, Philosophie). Ein Streit über einzelne Zuordnungen und Gewichtungen wäre sicher möglich, aber wenig ergiebig, denn jedes Kapitel steht für sich.

Der Common Sense als Quelle der Urteilskraft

Common Sense ist der schwierigste und zugleich produktivste Begriff des Buches. Er kann trivial klingen, ja verdächtig nach Selbstverständlichkeit, nach Stammtisch oder nach kulturell verfestigtem Vorurteil. Walter-Busch weiß um diese Gefahr.

Überzeugend arbeitet Walter-Busch heraus, an welchen Stellen der großen humanwissenschaftlichen Werke der gesunde Menschenverstand eine kaum hintergehbare Quelle von Vernunft ist. Common Sense ist dabei weder Gegenwissenschaft noch Ersatz für Forschung. Er erscheint bei Walter-Busch nicht einfach als naiver Alltagsverstand, sondern als ein vorwissenschaftliches, in Sprichwörtern, Gemeinplätzen, Kunstsinn und praktischer Erfahrung verdichtetes Wissen. Gerade seine Undisziplinierttheit macht ihn ambivalent: Er ist nicht methodisch gesichert, kann aber kritisch, reflexiv und erkenntnisträchtig werden. Ja mehr

noch: Er wird zu einem Prüfstein der Plausibilität, und zwar genau dort, wo humanwissenschaftliche Erkenntnis auf die Stimmigkeit innerer und sozialer Erfahrung angewiesen bleibt. Walter-Busch ist bewusst, dass Werte niemals im naturwissenschaftlichen Sinne wahr sein können und dass der Common Sense als Alltagsverstand und praktische Weisheit ein nicht verzichtbares Prüfkriterium ist. Was sich daran nicht bewährt, hat kaum eine Chance zu überdauern. Allerdings: Common Sense ist nicht schon Wahrheit. Er wird erst dann humanwissenschaftlich wertvoll, wenn er sich selbst prüfen lässt, wenn er irritierbar bleibt und wenn er mit Kritik verbunden wird.

Der gesunde Menschenverstand ist dabei offenbar über die Zeiten recht stabil und lebt von seiner Selbstaktualisierung in unterschiedlichen Epochen. Insofern ist es auch kein Mangel an Erkenntnisfortschritt, wenn etwa die Ergebnisse moderner Einstellungsforschung in ihren Grundaussagen kaum anders klingen als die Empfehlungen von Rhetoriklehrern von vor zweitausend Jahren (52).

Die Gründe für diesen konservativen Charakter des Common Sense sucht Walter-Busch in Wittgensteins Überlegungen zu den durch unsere Sprache beeinflussten Denkmöglichkeiten. Walter-Buschs Argument ließe sich hier noch erweitern: Die Grenzen der Denkwelt werden nicht allein durch Sprache und Begriffe markiert, sondern auch durch Gefühle, Affekte und leiblich verankerte Erfahrung verschoben und manchmal sogar gesprengt. Dieser Eigensinn des Affekts verweist auf das andere, das revolutionäre Element des Common Sense. Ohne dessen kreativ-kritisches Potenzial könnten die Humanwissenschaften auch gar nicht bestehen. Sie handeln von subjektiven Wertungen und Wertwissen – ja, sie sind in weiten Teilen selbst eine Wertewissenschaft. Seiner eigenen Argumentationslinie treu, wirbt Walter-Busch deshalb immer wieder für die Akzeptanz des Unfertigen, der Kraft des Kontrafaktischen und warnt vor Engstirnigkeit. Brückenkonzepte sind ihm sympathischer als feste Gedankengebäude. In dieser Hinsicht liest sich das Buch ungewollt auch als Kommentar zu Diskursverengungen unserer Zeit.

Überhaupt ist die titelgebende Ausrichtung am gesunden Menschenverstand eine Art Universalschlüssel für Walter-Busch, um die Qualität humanwissenschaftlicher Erkenntnisse zu prüfen. Einerseits unbeirrbar und trivial, andererseits kreativ und kritisch. Auf diesem Kontinuum bewegt sich der Common Sense mit seinen hellen, aber auch dunklen Seiten der Erkenntnis. Gerade hier zeigt sich allerdings auch seine Gefahr: Common Sense kann Erfahrung verdichten, aber ebenso Vorurteile stabilisieren, Mehrheitsmeinungen verfestigen oder kulturelle Selbstverständlichkeiten gegen Kritik immunisieren. Umso wichtiger wäre an manchen Stellen eine noch schärfere Unterscheidung zwischen praktischer Urteilskraft und bloßer Selbstverständlichkeit gewesen. Dieser Janusköpfigkeit nähert sich der Autor mit Bedacht. Es geht ihm offenkundig nicht um einen anti-intellektuellen Impuls oder um eine Neubestimmung des Begriffs, sondern primär darum, „allzu hoch fliegende Theorie- oder Methodenprojekte zurück auf den Boden des alles andere als trivialen Common Sense“ (55) zu leiten. Spätestens an dieser Stelle des Buches dürften Sympathisanten hegelscher Dialektik oder Anhänger spekulativer Experimentalphilosophie von Niklas Luhmann ins Grübeln kommen. Walter-Busch ist zu höflich, um vieles davon für entbehrlich zu halten und arbeitet sich jeweils so akribisch wie empathisch in die intellektuellen Höhenwege ein, um dann nicht ohne innere Genugtuung auch dort den gesunden Menschenverstand als wichtigen Begleiter und Rettungsanker aufzuspüren.

Ein wichtiges Stilmittel ist, Ideen und Konzepte im Kontext der Lebensumstände der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zugänglich zu machen. Dazu gehört beispielsweise die Abwägung von Charles Darwin zu Vor- und Nachteilen einer Heirat oder ein Brief von Albert Einstein an einen Schulfreund zur Bedeutung von Intuition und empirischer Überprüfung theoretischer Sätze.

Ein Geschichtsbuch als Geschichtenbuch

Dieses Geschichtsbuch ist auch ein Geschichtenbuch. Strukturgebend ist der von Walter-Busch gewählte Zugriff auf das Material. In profunder Kenntnis der Traditionen in der Werk-, Sinn- und Textauslegung entwickelt er eine eigene hermeneutische Triade und formuliert, worin für ihn Interpretationskunst besteht: Objektivierung (vorurteilsfreie Beschreibung) – Kritik (Wertung) – Aktualisierung (Herausarbeiten der zeitübergreifenden Relevanz). Mit diesem verblüffend simplen wie leistungsstarken Schema gelingt es ihm, Autorinnen und Autoren und ihre Werke feinfühlig und mit gleichschwebender Aufmerksamkeit zu betrachten. Man merkt ihm förmlich seine Freude an, die Motive in den Arbeiten der großen Denkerinnen und Denker aufzudecken. Diese Triade wirkt unspektakulär, erweist sich aber als eine Art Arbeitsethos des ganzen Buches.

Walter-Busch nutzt diese Triade auch für eine stille Verteidigung der Bedeutung von Kunst und Literatur für die Humanwissenschaften. Wer das Nicht-ratioïde menschlicher Erfahrung verstehen will, darf den Kontakt zu fiktionaler Literatur, Kunst, Klassikern und ideengeschichtlichen Pionieren der eigenen Disziplin nicht abbrechen lassen. Gerade diese Nähe zu Geschichten, Bildern und Lebensformen bewahrt die Humanwissenschaften davor, ihren Gegenstand im Modus reiner Methodisierung aus den Augen zu verlieren.

Die Kapitel enthalten eine Fülle, ja fast Überfülle an Details. So wird unter anderem fast beiläufig ein Stück der Institutionalisierungsgeschichte der Humanwissenschaften in Deutschland erzählt. Sie entstehen aus Universitäten, Fachgesellschaften, Prüfungsordnungen, wissenschaftlichen Karrieren, Standesinteressen, nationalen Traditionen und transatlantischen Verschiebungen. Gerade die Verbindung von Ideen- und Institutionengeschichte überzeugt. Sie verhindert, dass Wissenschaftsgeschichte zur Klassikerparade wird.

Über Lebenswege und Ideen unterschiedlicher Autoren entfaltet Walter-Busch das Panorama der Humanwissenschaften, mit einem guten Gespür für das große Ganze und einem scharfen Sinn für Details. Gelegentlich entsteht der Eindruck, manche Einzelheiten oder gar ganze Kapitel seien verzichtbar, um die Hauptaussagen voranzubringen. Warum dieser Eindruck täuscht, wird an kostbaren Lesefrüchten deutlich, ganz im Sinne eines leisen Aufhorchens.

In den sozialwissenschaftlichen Kapiteln zeigt sich zum Beispiel eindrücklich, wie stark die Humanwissenschaften von der Versuchung geprägt sind, sich am naturwissenschaftlichen Modell zu orientieren. Die Wirtschaftswissenschaft wird mathematischer, die Psychologie experimenteller, die Soziologie empirischer, die Politikwissenschaft professioneller. Dieser Prozess hat enorme Erkenntnisgewinne hervorgebracht. Zugleich verschiebt er das Selbstverständnis der Disziplinen. Je mehr methodische Exaktheit sie gewinnen, desto stärker stellt sich die Frage, was sie an lebensweltlicher Deutungsfähigkeit verlieren.

Rhetorik statt Paradigmenwechsel?

Nach und nach wird deutlich, was der Autor meint, wenn er von der Notwendigkeit guter rhetorischer Fähigkeiten spricht, um große Durchbrüche in den Humanwissenschaften zu erzielen. Er schreibt:

„Akademisch etablierte Humanwissenschaften erzielen Erkenntnisfortschritte gewöhnlich kontinuierlich in kleinen Schritten, selten oder streng genommen gar nicht in Form revolutionärer Paradigmenwechsel. Andererseits gelingen einzelnen HumanwissenschaftlerInnen auch immer wieder spektakulär erfolgreiche Publikationen, deren Ruf sich weit über die Grenzen einer einzigen Disziplin hinaus verbreitet. In diesem Buch nebenbei erwähnte oder knapp kommentierte Beispiele des 20. Jahrhunderts hierfür sind: Freuds „Traumdeutung" (1900) und seine daran direkt anschließenden Veröffentlichungen; Wittgensteins „Tractatus" (1922) und „Philosophische Untersuchungen" (1953); Heideggers „Sein und Zeit" (1927), Keynes' „General Theory" (1936), Claude Lévi-Strauss' „Tristes tropiques" (1955), Michel Foucault's „Les mots et les choses" (1966). Die solchen Leuchtturm-publikationen zugeschriebenen Paradigmenwechsel erweisen sich freilich, näher besehen, als wesentlich auch rhetorisch erzeugte Effekte." (713 f.)

Sigmund Freud, für Walter-Busch offenbar der erfolgreichste Humanwissenschaftler aller Zeiten, nimmt dabei eine besondere Stellung ein. So lässt er ihn im Psychologie-Kapitel (383 ff.) ausführlich zu Wort kommen und zeichnet dessen geisteswissenschaftliche Wende eindrucksvoll nach. Geradezu meisterhaft gelingt es Walter-Busch hier und auch bei anderen Autoren, die jeweiligen Lebensumstände und Gedankenwelten aufleben zu lassen. Die Nähe zur Person und ihrem Alltag schafft einen ganz eigenen Zugang zum jeweiligen Theoriegebäude. Diese Art der Glaubwürdigkeit ist ein von Walter-Busch vielleicht selbst unterschätztes Gütekriterium humanwissenschaftlicher Erkenntnis.

Blinde Flecken eines großen Panoramas

Es verwundert etwas, warum der für Vielfalt und Offenheit eintretende Autor die wirkmächtigen Gedanken des einflussreichen Wissenschaftstheoretikers Paul Feyerabend nur am Rande würdigt. Hier hätte eine Auseinandersetzung mit der Größe und dem Elend des Relativismus gutgetan. Der Autor beklagt selbst mehrfach die Auslassung anderer, ebenso wichtiger Autorinnen und Autoren. Umgekehrt spricht die Auswahl der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihrer Ideen für eine beeindruckende Kenntnis mehrerer Fachgebiete. Etwas kurz kommt die Auseinandersetzung mit den Entwicklungstendenzen in den Rechtswissenschaften. Gerade in der Jurisprudenz sind ratioïde Argumentation, nicht-ratioïde Wertung und institutionelle Entscheidung besonders eng miteinander verbunden.

Eine weitere offene Frage betrifft die disziplinäre Differenzierung. Nicht in allen Humanwissenschaften spielt Common Sense dieselbe Rolle. Hier müsste genauer unterschieden werden, wann er heuristisches Korrektiv, rhetorische Ressource, Erfahrungswissen oder bloßes Plausibilitätsmoment ist. Gerade weil Walter-Busch die Humanwissenschaften in ihrer Vielheit zusammendenkt, wäre eine solche Binnendifferenzierung besonders hilfreich gewesen.

Die Stärke dieses Zugriffs ist zugleich seine Grenze. Das „Prinzip der informierten Willkür" (XII) erlaubt überraschende Verbindungslinien und Lesefrüchte, macht die Auswahl aber auch angreifbar. Nicht immer wird ganz ersichtlich, warum bestimmte Autorinnen und Autoren ausführlich behandelt werden, andere hingegen nur am Rand erscheinen. Diese

Subjektivität ist kein Makel an sich, sie gehört zur Anlage des Buches; sie sollte aber als Preis der großen synthetischen Geste sichtbar bleiben.

Schwerer wiegt eine andere Auslassung. Walter-Busch möchte die Geschichte der europäischen Humanwissenschaften nachzeichnen, verzichtet aber auf den systematischen Einbezug mittel- und osteuropäischer Traditionen. Ein Beispiel dafür findet sich ebenfalls im Psychologie-Kapitel. Dort wird dem Schweizer Entwicklungspsychologen Jean Piaget – völlig zu Recht – viel Platz eingeräumt, während der Beitrag seines mindestens ebenbürtigen russischen Kollegen Lew Wygotski (dem „Mozart der Psychologie") keine weitergehende Beachtung findet. An solchen Stellen müsste ein gesamteuropäisch ausgerichteter Folgeband ansetzen.

Warum dieses Buch wichtig ist

Im Schlusskapitel zieht Walter-Busch Bilanz, fasst zusammen und spitzt zu. In 40 Schlusspunkten entwirft er ein Programm, wie er sich die Zukunft der Humanwissenschaften vorstellt. Diese könnten getrost als Pflichtlektüre und als Propädeutikum für Doktorandenprogramme in den Sozial- und Geisteswissenschaften dienen.

Damit berührt das Buch auch eine wissenschaftspolitische Frage: Wie lassen sich Humanwissenschaften legitimieren, wenn ihre Debatten sich immer weiter von Alltagserfahrung, öffentlicher Verständlichkeit und praktischer Urteilskraft entfernen? Die moderne Wissenschaftslandschaft belohnt Spezialisierung, Drittmittelfähigkeit, Publikationsfrequenz, methodische Raffinesse und internationale Anschlussfähigkeit. Das ist nachvollziehbar und in vieler Hinsicht notwendig. Doch genau daraus erwächst die Gefahr einer Selbstentfremdung. Je enger Disziplinen ihre Expertensprachen ausbilden, desto schwerer fällt es ihnen, öffentliche Verständlichkeit, praktische Urteilskraft und die eigene kulturelle Herkunft zusammenzuhalten. Walter-Buschs Plädoyer für Common Sense ist deshalb auch eine wissenschaftspolitische Mahnung.

Er fragt, was den Humanwissenschaften heute fehlt. Die Antwort lautet nicht: mehr Methode, mehr Daten, mehr Spezialisierung. Davon gibt es genug. Was fehlt, ist ein erneuerter Sinn für das Nicht-ratioïde, für Primärquellen, Klassiker, Kunst, Literatur, Sprache, lebensweltliche Verständlichkeit und die Fähigkeit, aus unterschiedlichen Wissensformen Brücken zu bauen.

Wer das Nicht-ratioïde wie eine bloß unvollkommene Vorstufe ratioïder Erkenntnis behandelt, verfehlt Humanwissenschaften an ihrem Ursprung. Wer es dagegen romantisiert, verliert ihre wissenschaftliche Disziplinierung aus dem Blick. Walter-Busch sucht einen Weg zwischen beiden Versuchungen.

Das Buch leistet viel: Es liefert Orientierung für Humanwissenschaftlerinnen und Humanwissenschaftler, die das Unbehagen am aktuellen Wissenschaftsbetrieb spüren und den Spagat zwischen Selbstbehauptung und notwendiger Anpassung leisten müssen. Walter-Busch schafft Entlastung für all jene, die um der Präzision ihrer Forschungsergebnisse willen nur so genau wie unbedingt nötig sein wollen, aber für intendierte Präzisionsdefizite meist nur Kopfschütteln ernten. Oder anders gesagt: Wer genau sein will, muss unscharf bleiben. Gelungene Definitionsarbeit wird dann zur rhetorischen Kunst – am besten in Verbindung mit

politischer Durchsetzungskraft. Das Buch ist in dieser Hinsicht aber auch als Warnung vor allzu forsch auftretenden Humanwissenschaftlerinnen und Humanwissenschaftlern zu verstehen, die ihre Erkenntnisse ohne die notwendige Vorläufigkeitsklausel vortragen.

Dieses Werk steht nicht einfach als Solitär in ansonsten oft herkunfts- und klassikervergessenen Humanwissenschaften. Es hat das Potenzial, zu einem wichtigen Referenzpunkt für jene zu werden, die sich der europäischen Wurzeln liberaler und lebensweltlich sensibler Humanwissenschaften versichern und ihre eigene Forschungsidentität dort verorten wollen.

Man kann dieses Buch als gelehrtes Alterswerk lesen. Man kann es als Wissenschaftsgeschichte, als disziplinenvergleichende Reflexion, als Plädoyer für Klassikerlektüre oder als Verteidigung des Common Sense verstehen. Am überzeugendsten ist es für mich dort, wo all dies zusammenkommt.

Walter-Busch legt insgesamt ein beeindruckendes, gelehrtes und eigenwilliges Werk vor, das die Geschichte humanwissenschaftlichen Denkens nicht abschließt, aber neu lesbar macht — und zugleich daran erinnert, dass Humanwissenschaften dort stark sind, wo sie ihre Unschärfen anerkennen und reflektiert produktiv machen. Urteilsfähige Humanwissenschaften verbinden methodische Genauigkeit mit Erfahrungsnähe, Common Sense und reflektierter Werturteilsfähigkeit. Die methodische Selbstbegrenzung, für die Walter-Busch wirbt, ist kein Rückzug hinter wissenschaftliche Standards; sie gehört zu deren humanwissenschaftlicher Bedingung. Humanwissenschaften gewinnen ihre Urteilskraft nicht allein aus methodischem Anspruch. Sie bewähren sich dort, wo sie die offene Deutbarkeit menschlicher Praxis ernst nehmen.

Open Access©2026 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).